

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 56 (1969)
Heft: 9

Artikel: Der Humor
Autor: Schneider, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-530469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geheminis als die Nähe der vergebenden Liebe annimmt. Solches kann nicht geschehen ohne einen Tod, der lebendig macht. In dieser Annahme aber ist das ganze Christentum als seine eigentliche und selige Essenz enthalten. Solchen

Glauben zu wagen, ist auch heute möglich. Heute mehr als je.

Karl Rahner: Über die Möglichkeiten des Glaubens heute. Schriften zur Theologie, Band V, Benziger-Verlag, Zürich, 1962.

Der Humor

Friedrich Schneider, München

Der Begriff «Humor» ist schwer zu definieren und oft mißverstanden worden. Die von ihm abgeleiteten Bezeichnungen (z. B. humoristisch) und die mit ihm gebildeten Substantive (wie Galgenhumor) entfernen sich meistens mehr oder weniger vom Urbegriff. Aus dieser Erfahrung ist wohl die Eintragung Hebbels entstanden: «Der Humor ist nie humoristischer, als wenn er sich selber erklären will». Mit diesem Zitat beginnt Rudolf Walter Leonhardt sein Buch «X-Mal Deutschland»¹ das Kapitel «Wer lacht zu Lande hier über uns?».

Das Wort Humor, lateinisch «humor» = Feuchtigkeit, bezeichnete ursprünglich die Veranlagung des Gemüts. Nach der mittelalterlichen Medizin bestimmt das Mischungsverhältnis der vier «humores» das Temperament des Menschen. Heute aber meint das Wort mehr als das Temperament. Seine Definition ist oft versucht worden, z. B. als die Haltung desjenigen, der um den Lauf und den Gang des Lebens weiß und den Illusionen entsagt hat, aber darüber nicht den Glauben an Sinn und Wert verlor»². Zu diesem Humor gehört liebevoll lächelnde Güte, befreiendes Verständnis, hilfreiche Einsicht und innere Überlegenheit. Der Humor ist nicht nur gute (oder böse) Laune, sondern Aussöhnung mit der Endlichkeit.

Damit vergleiche man den Alltagsgebrauch des Wortes «Humor» und seiner Ableitungen: Humor, Humorist, humorvoll. Während hinter dem Humor, wie wir ihn hier verstehen, Entsagung, Überwindung, Selbstüberwindung, Metaphysisches steht, spricht man in der Alltagssprache schon dem Humor zu, der gute Laune zeigt, gern Späße macht und heiter ist, wenn auch nur aus Oberflächlichkeit, die es verhindert, daß er die Tiefen des Lebens, die Licht- und Schattenseiten des Daseins überhaupt sieht. Ja, sogar schon dem sprechen wir Humor zu, der sich beruflich fröhlich zeigen kann und Späße machen *muß* und

evtl. andere zum Lachen bringt, ohne die genannten metaphysischen Voraussetzungen mitzubringen, ohne die innere Reife, ja sogar ohne die innere Fröhlichkeit zu besitzen.

So wissen wir, daß es berühmte «Humoristen» im Zirkus und auf der Bühne gegeben hat und wohl noch gibt, die ganze Zuschauermengen Abend für Abend durch ihre Clownereien zu lautem Gelächter brachten, aber innerlich oberflächlich, bar aller Güte und Heiterkeit waren oder sogar erfüllt von Resignation und Verachtung.

Es ist darauf aufmerksam gemacht worden,³ daß sich unter den Gaben des Geistes nur wenige befinden, die sich so uneingeschränkter Beliebtheit erfreuen und die gleich Sauerstoff und Vitaminen zu den lebensnotwendigen Dingen gerechnet werden, wie der echte und große Humor.

Ein Mißbrauch des Wortes «Humor» liegt vor, wenn man heute den humorvoll nennt, der ein gutes Gedächtnis für Witze hat, sie sich vielleicht absichtlich einprägt und sie in Gesellschaft zum Ergötzen der Mitglieder zu erzählen weiß, so zur Unterhaltung beiträgt und als beliebter Gesellschafter gilt.

Die Schwierigkeit einer genauen Bestimmung des Humors hat man auch darin gesehen, daß es mehrere menschliche Ausdrucksweisen gibt, die, wenn sie nicht «Humor» sind, ihm doch ähnlich oder verwandt erscheinen. Auch Witze können aus dem Humor im eigentlichen Sinne hervorgehen und von ihm das «Heilende, Versöhnende und Lösende» empfangen. Humor ist also ein den Menschen kennzeichnendes, ihn vom Tier unterscheidendes Phänomen, in dem sich ein metaphysisches Verhalten unmittelbar körperlichen Ausdruck verschafft durch heitere Miene, Lächeln, Lachen. Humor im eigentlichen Sinne kennt der Mensch nur, insofern er Geist und Freiheit besitzt, zugleich «aber auch durch seine Geschichtlichkeit an der Unvollkommenheit und Wider-

sprüchlichkeit der Welt teilhat. Übrigens hatte das Wort «Humor» schon früher, z. B. bei Gottsched, Lessing, Herder, verschiedene Bedeutung. Wie Witzzeichnungen gibt es auch Humorzeichnungen. Im Gegensatz zur Witzzeichnung, mit der kurzen Sofortwirkung auf den dafür empfänglichen Beschauer, zielt die Humorzeichnung auf mehr als Augenblickswirkung, weil sie ja der bildliche Ausdruck der inneren Einstellung ist, die wir «Humor» nennen, also der inneren Einstellung, die uns befähigt, aller Widerwärtigkeit des Daseins mit frohem Herzen entgegenzutreten, auch dem Unerfreulichen erfreuliche Seiten abzugewinnen und alles Erfreuliche doppelt zu genießen!

In Herders Taschenbücherei ist ein solches Büchlein mit Humorzeichnungen von Robert André mit dem Titel: «... denn erstens kommt es anders» erschienen, das nicht nur zum Lachen oder wenigstens zum Schmunzeln, sondern auch zum Nachdenken, zum Philosophieren zu reizen sucht. Wenn wir uns nun der Bedeutung des Humors im pädagogischen Raum zuwenden, dann stoßen wir auf die Behauptung der Unabdingbarkeit des Humors für erfolgreiches pädagogisches Wirken. Gleichzeitig aber auf die Erfahrungstatsache, daß gerade der Pädagoge hier, sowohl beim Erwerb wie bei der Bewahrung dieser Haltung, vor einer schwierigen Aufgabe steht, weil mehr als in vielen anderen Berufen zahlreiche Faktoren seine Wirksamkeit lähmen und seine Berufsfreude vergällen können.

Viele, die sich mit der Beschaffenheit des «geborenen» Pädagogen befaßt haben, verlangten von ihm die Sinnesart, die wir als Humor bezeichneten. Schon in Niemeyers Brief «Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts» (1796) lesen wir: «Wem aber die Natur leichtes Blut, einen gesunden Körper, eine glückliche Organisation, ein schönes Mittelmaß aller Triebe und Neigungen als Ausstattung gab – Eigenschaften, die selbst ein guter Wille nie ganz zu ersetzen imstande ist, der ist auch von dieser Seite wie zum Erziehungsgeschäft geboren.»

Kerschensteiner hat in seinem Buch «Die Seele des Erziehers und das Problem der Lehrerbildung» die Gabe des Humors für den Lehrer und Erzieher gefordert, und ich selbst bin sowohl in meinen frühen Arbeiten «Psychologie des Lehrerberufes», Frankfurt am Main 1923, und in «Erzieher und Lehrer», Paderborn 1928, wie in meinem 1967 erschienenen «Buch der Sammlung»

für den Humor als notwendige Ausstattung des Lehrers und Erziehers eingetreten.

Was Kerschensteiner, der sich dabei dem nordischen Philosophen Harald Höffding anschließt, unter «Humor» versteht, ist eine besondere Art von Lebensgefühl, der sogenannte «große» Humor. Es ist nicht ein vorübergehender Zustand, eine auftauchende und wieder verschwindende Gemütsbewegung, auch nicht bloß ein dauernder Zustand, sondern eine vollendete Sinnesart, eine Lebensanschauung, eine Lebensauffassung. Humor in seinem Sinne gestehen wir – so sagt er – den Menschen zu, «denen sich das Reich der Werte mitten in der rauhen und kalten Wirklichkeit offenbart, die dem ihnen begegnenden Übel eine komische Note abzugewinnen wissen, die über den üblen Erfahrungen mit den Widerwärtigkeiten und Kleinigkeiten des Lebens, über die sie sogar zu lächeln vermögen, den Blick für das Große und den Glauben an die Werte nicht verloren.» Der Erwerb dieser Art Humor wurde Kerschensteiner durch seine individuelle Eigenart erleichtert.

Nach Mitteilung seiner Biographin Marie Kerschensteiner⁴ wurde Georg Kerschensteiner schon als junger Mann Mitglied einer Gesellschaft, der sog. «Niederländer», in deren Zusammenkünften «ein Mann das Sorgenbündel des Berufes für ein paar Stunden abstellen und ein harmlos heiterer Mensch sein konnte.» Humor, Heiterkeit und eine geschickte Hand waren die Voraussetzungen für jedes Mitglied, die sog. «Mynheern», die sich allwöchentlich trafen. Jeder neu Eintretende mußte eine Lebensbeschreibung geben.

In den Versen, mit denen Kerschensteiner das tat, hieß es «Zwoen liebliche Frauen, freundlich und milde im Blick» hätten sich über ihn als Kind gebeugt. «Trink den Humor», lispelt die eine, und die andere setzte alsdann aufs rundliche Näschchen mir eine rosenfarbige Brille, die er nach dem Zeugnis seiner Biographin «Zeit seines Lebens nicht mehr von der Nase gebracht».

Diese Auffassung des Humors ist verwandt mit der von Romain Gary, der ihn als «Attribut der Würde, als Ausdruck der Überlegenheit des Menschen über das, was ihm zustößt» bezeichnet.

Bei dieser Auffassung ist die Annahme, daß man sich oder andere *direkt* zum Humor erziehen oder ohne weiteres von sich oder einem andern Lehrer einen humorvollen Unterricht verlangen könne, absurd. Im Schweizer «Lexikon der Pädagogik»

heißt es daher: «Humor wird nicht gemacht, erst recht nicht erzwungen».

Es gibt also nur eine indirekte Erziehung zum Humor, indem man sich um seine persönliche Reife bemüht und neben, hinter und über dem Alltäglichen das Beständige, das Gültige erkennt. Darum findet man diesen Humor auch kaum einmal bei einem Menschen in jungen Jahren. Aber an den Geburtstagen des höheren Alters rühmt man ihn nicht selten an dem, der ihn begehrt. Das soll aber nicht heißen, 1. daß der junge Mensch, Kind und Jugendlicher, die «Wohltat humorvoller Beurteilung und Behandlung seiner kleinen Sünden von seiten der Eltern und Lehrer nicht dankbar zu empfinden vermag, also schon früh ein feines Organ für Humor hat»⁵ und 2. daß wir nicht auch in jüngeren Jahren etwas zum früheren Erwerb der Haltung, die wir Humor nennen, tun können. Wenn wir gewissenhaft und gottverbunden leben und uns der großen und kleinen Dinge unseres Lebens erfreuen, wird sich die innere und äußerlich sichtbare Heiterkeit auch früher einstellen. «Laßt uns spielen des Lebens Spiel, das ein anderer durch uns spielt.»⁶ Der Franzose Pierre Charles hat ein Buch «La prière de toutes les choses» veröffentlicht, das in Deutsch unter dem Titel «Lobpreis der Dinge» erschien. Es enthält Betrachtungen über die Schönheit der Dinge, die er alle in den Lobgesang Gottes einstimmen läßt. Wer dieses Buch oder auch Johannes Kirschweg «Troost der Dinge» liest und über seinen Gedankeninhalt meditiert, hilft dadurch mit, den großen Humor, die innere und nach außen wirkende Heiterkeit in sich zu begründen.

Da es eine spezifisch christliche Form des Humors gibt, nämlich die aus der Schau alles Irdischen «sub specie aeternitatis», der im religiösen Glauben verankerten Relativierung der irdischen Dinge und Schicksale, zeigt sich hier auch ein Weg zum Erwerb des Humors als einer von der Gnade geformten Tugend.

Das Hohe Lied des Humors als der inneren Heiterkeit ist das «Glasperlenspiel» von Hermann Hesse, dessen 36. bis 40. Auflage mir vorliegt.

In dem Orden der Glasperlenspieler, dessen inneres und äußeres Leben in dem Roman Hesses lebendig wird, ist das höchste Ziel der Ordensmitglieder, die Heiterkeit zu erreichen, die das Letzte ist, was Völker, Sprachen, Kosmogonien, Religionen erreichen können. Auch die Gelehrsamkeit, die nach der Anschauung der Glasperlen-

spieler mit der Heiterkeit durch den Kult der Wahrheit, den Kult des Schönen und außerdem mit der meditativen Seelenpflege eng verbunden sein sollte, steht in ihrem Dienst. Im Glasperlenspiel waren die drei Prinzipien «Wissenschaft, Verehrung des Schönen und Meditation» vereinigt.

Gepriesen wird in dem «Glasperlenspiel» einer seiner Meister, der in seinen letzten Lebensjahren die Tugend der Heiterkeit, den großen Humor, in solchem Maße besaß, daß sie von ihm ausstrahlte wie das Licht von einer Sonne, daß sie als Wohlwollen, als Lebenslust, als gute Laune, als Vertrauen und Zuversicht auf alle überging und in allen weiterstrahlte, die ihren Glanz ernstlich in sich aufgenommen und in sich eingelassen hatten.» (S. 434)

Trotz der vielen Leichtzufriedenen und Scheinheiteren gibt und gab es «Menschen und Generationen, deren Heiterkeit nicht Spiel und Oberfläche, sondern Ernst und Tiefe war.»

Zur Bildung der Glasperlenspieler, zur sogenannten Bildung, gehört es daher, daß sie, wann und wo immer sie einen Menschen glücklicher und heiterer machen können, sie es auch tun. Und wenn sie selbst in einen Streit, in irgend eine Aufregung geraten, dann sich in eine fruchtbare Meditation zurückziehen, die dann jedes Mal «eine Wohltat, eine Entspannung, ein Tiefatmen, eine Rückkehr zu guten, freundlichen Mächten (S. 408) ist.

Dabei wird deutlich, wie recht schon Seneka mit dem noch heute viel zitierten Wort hatte: «Res severa verum gaudium».

Bei den Glasperlenspielern wird so die Naturanlage des Humors zur durch Meditation erworbenen und bewahrten seelischen Verfassung.

Sie ist allerdings noch nicht seine höchste Form, welche nur dem Menschen der Gnade möglich ist. Diese finden wir oft gerade bei Heiligen, z. B. bei Franz von Assisi, Bernhard von Siena, Philippus Neri, Thomas Morus, Don Bosco und in manchem religiösen Brauchtum. Dort finden wir auch die Definition des großen Humors, z. B. bei G. Bruno «in tristitia hilaris, in hilaritate tristis» und im Psalm 18,9 «Justitiae Domini rectae laetificant corda – des Herrn Gesetze sind gerecht, sie machen froh die Herzen».

Mit dieser innerlich begründeten Heiterkeit eines Lehrers und Erziehers ist natürlich jedes Mißtrauen gegen die Schüler unvereinbar, wohl aber – wie das Beispiel Don Boscos zeigt, eine gewisse

Großzügigkeit. So war auch Don Bosco kein Kleinigkeitskrämer. «Lachend ging er über Pedanterien hinweg und warf kleinliche Sorgen mit Achselzucken von sich.»

Es gibt wenige Berufe, deren Träger zum Berufserfolg den Humor so nötig haben, wie der Lehrer- und Erzieherberuf, zumal der Lehrer und Erzieher der Kleinen und der Schwererziehbaren, der jeunes inadaptes.

Beim deutschen Pädagogen ist die Mahnung zum Humor in der Regel angebracht als bei denen mancher anderer Völker. Bezeichnend ist, daß das Wort Humor im deutschen Sprachraum ein Importartikel aus England ist, wo der Ausdruck «humorous man» schon in Shakespeares Zeiten gebräuchlich war.

Vor einigen Jahren fand in Königswinter eine Tagung führender englischer und deutscher Pädagogen statt. Als zum Schluß der Beratung der älteste Teilnehmer, ein Deutscher übrigens, das Schlußwort sprach, wies er darauf hin, daß kein Engländer im Lauf der Diskussionen gesprochen habe, ohne seine Zuhörer durch seinen Humor zu leisem Schmunzeln, zuweilen sogar zum lauten Lachen gereizt zu haben. Daß man aber von keinem der deutschen Teilnehmer das gleiche sagen könne.

Mein leider früh verstorbener Schüler Dr. Hans Alt schrieb einmal, er habe in einem «Humorbuch» mit einer Auswahl humoriger Geschichten und Anekdoten den Satz gelesen: «Erziehung und Humor sind zwei grundverschiedene Dinge». Um dann fortzufahren: «Was in aller Welt mag aber der Herausgeber dieser Sammlung nur unter Erziehung verstehen? Blutigen Ernst, Mahnen, Moralisieren, Kälte und Drill? Dazu gehören wohl auch Schulmeister, die dreinschauen «wie sieben Meilen böser Weg», wie sie Paul Georg Münch in seinem köstlichen Büchlein «Fröhliche Fahrt durch Kinderland» charakterisiert.

Heiterkeit und Fröhlichkeit des Lehrers und Erziehers können ganz verschieden fundiert, bzw. motiviert, ja auch vorgetäuscht sein. Dauernden Wert hat nur der große Humor, der allein der starken Beanspruchung durch die Mühen und Enttäuschungen des Berufes gewachsen ist.

Wenn der Lehrer völlig humorlos ist, dann leiden unter dieser Humorlosigkeit Schüler und Kollegen. Nicht selten ist er dann dazu noch launenhaft, d. h. in seiner Einstellung gegenüber dem einzelnen Schüler wie zur Klasse unberechenbar.

An zwei Beispielen wollen wir zeigen, welche Bedeutung der Humor für den Lehrer hat und welche nachteilige Auswirkung seine Humorlosigkeit haben kann.

Jeder Lehrer sollte es wissen, daß vor allem die Schüler, die in der Reifezeit stecken, es lieben, ihren Lehrern mehr oder minder charakteristische Spitznamen zu geben und sie damit zu benennen, wenn sie von ihnen sprechen. An manchen Schulen wurde sogar oder wird auch heute noch eine solche Namengebung wie eine gewisse Kritik an ihren Lehrern bzw. Lehrerinnen an einzelnen Veranstaltungen, wie Nikolausfeiern oder Karnevalsveranstaltungen, geradezu legalisiert.

Aus dem Wissen um diese Seite wird der humorbegabte Lehrer, wenn er seinen Spitznamen mehr oder minder zufällig erfährt, innerlich nicht beunruhigt werden, seinen Humor nicht verlieren, ja vielleicht sogar durch sein selbstsicheres Verhalten dem Spitznamen die Spitze abbiegen und es so dahin bringen, daß die Schüler die Lust an dem von ihnen dem Lehrer gegebenen Namen verlieren, und er daher langsam außer Gebrauch gerät. Der humorlose Lehrer dagegen wird, wenn er Kenntnis von seinem Spottnamen erhält, falsch reagieren, sich aufregen und verraten, daß er sich getroffen, ja beleidigt fühlt.

Je ein Beispiel soll die beiden verschiedenen Verhaltensweisen des Lehrers illustrieren.

Der später international bekannte Münchner Stadtschulrat und Universitätsprofessor Georg Kerschensteiner kam zur Zeit, da er noch Mathematiklehrer am Gymnasium war, «zufällig vor Glockenschlag in das Klassenzimmer. Dort fand er die Klasse höchlichst amüsiert um die große Klassentafel geschart. Beim unerwarteten Eintritt des Lehrers fuhren sie wie die Ratten auseinander, ihren Plätzen zu. Breitbeinig, mit untergeschlagenen Armen stellte der Professor sich vor die Tafel, das Opus zu betrachten, das die überrumpelten Schüler auszulöschen vergessen hatten. Eine Quadriga war da zu sehen, feurige Rosse davor, und ein Apoll, der das Gefährt lenkte. Dem Gott des Lichts saß ein breitkremziger Schlapphut auf den Locken, von der Form desjenigen, der dem Mathematiklehrer den Spitznamen «Seeräuber» in der Schule eingetragen hatte. Auch andere Einzelheiten der Zeichnung ließen mehr auf die Gegenwart denn auf das Altertum schließen. Kein Zweifel, dies war sein Porträt. Die Zeichnung verriet Begabung. Sie ge-

fiel ihm. Sie erinnerte ihn an das Gaudium, mit dem er früher ebenfalls die Karikaturen seiner Lehrer entworfen hatte. Es fehlte ihm nicht das Verständnis für solchen Scherz. Aber – wo blieb die Disziplin? Die Schulordnung gebot, daß der Klassenführer – und das war der Zeichner – Tafel, Kreide, Schwamm dem Lehrer in tadellosem Zustand zu übergeben hatte. Wie sah es in diesem Punkte aus? Fußboden, Bänke, Tafel – überall die Spuren der überstürzten Flucht. Nein, diesmal kam er um den Schultadel nicht herum.

«Wer hat das gezeichnet?» fragte er absichtlich streng. Peinliche Stille. Erst auf die zweite Frage erhebt sich ein lang aufgeschossener Jüngling, der ein Sohn des berühmten Tiermalers Zügel war. «Nun, die Zeichnung gefällt mir. Aber was ist das für ein Zustand um die Tafel? Du reinigst die Tafel, ad eins, ad zwei zeichnest du bis zur nächsten Stunde als Hausaufgabe das gleiche Bild!»

Die Klasse atmete auf. Eine Woche später lag auf dem Katheder eine Rolle mit blauem Seidenband umwunden. Unter dem Apollo-Seeräuber stand die Widmung: «Zügel seinem lieben Dr. Kerschensteiner!»

Über ein ähnlich verständnisvolles humoriges Verhalten Kerschensteiners wußten die Schüler Kerschensteiners mehrfach zu berichten. Seine Biographin berichtet: «In einem Gedicht, das dem 75jährigen später auf den Schreibtisch fliegt, habe es geheißt: 'War etwas klein, dann legtest Du den Finger drauf, zu suchen, ob im Kern des Schlimmen nicht dennoch tät ein Gottesfünklein glimmen'.»

Ein Beispiel für die zweite Verhaltensweise ist dem Buch «Friedrich Schneider, Buch der Sammlung», Herder, Freiburg 1966, entnommen. «Der Lehrer des Französischen an der Realschule in X. war ganz allmählich zu der leisen Vermutung gekommen, daß ihn seine Schüler untereinander wegen seiner Nase, die etwas zu groß geraten war, verspotteten. Zuerst war er darauf aufmerksam geworden durch unterdrücktes Gekicher einzelner seiner Schüler, als im Französischen das Wort «le nez» = die Nase und die Redensarten, in denen es vorkommt, behandelt wurden, z. B. avoir bon nez = eine feine Nase haben, faire un nez = ein saures Gesicht machen, faire un pied de nez = eine Nase drehen.» Als er unwillig den Klassensprecher fragte, was es denn da zu lachen gebe, bekam er von dem sicht-

lich Verlegenen die Antwort: «Ich weiß es auch nicht!».

Einige Tage darauf betrat er, ehe die Glocke das Pausenende angezeigt hatte, mit seiner Mappe, die durch einige aus der Lehrerbibliothek entlehene Bücher beschwert war, seine Klasse. Als er eintrat, standen zwei Schüler, die Wochendienst hatten, also die Fenster zu schließen und die Tafel in der Pause zu reinigen hatten, gerade lachend vor der Tafel, auf der mit Kreide ein Kopf mit einer weit vorspringenden Nase mit der Überschrift «Le nez» gemalt war. Es konnte die Kreidezeichnung, daran war kein Zweifel möglich, nur sein Porträt sein. Der Zeichner, der das Tafeltuch in der Hand hatte, wohl um die Zeichnung auszulöschen und durch den unerwarteten vorzeitigen Eintritt des Lehrers daran gehindert worden war, stand ebenso wie sein Schulkamerad, zunächst wie erstarrt, als der Lehrer ihn aufs höchste verärgert und zornig anfuhr: «Wie kannst Du Dich unterstehen. Das hätte ich gerade von Dir nicht erwartet. Ich werde Dich ins Klassenbuch eintragen!» Als er dann zornig befahl, die Zeichnung sofort auszulöschen, waren auch die andern Schüler in die Klasse eingetreten. Sie sahen noch gerade «Le nez» auf der Schultafel stehen, ehe das Ganze ausgelöscht war, dazu die ganz verdattert dastehenden zwei Mitschüler und den aufgebrachtten Lehrer und errieten schnell die ganze Situation. Der Lehrer ließ sich tatsächlich das Klassenbuch geben, machte die angekündigte Eintragung und begann erbittert seine Unterrichtsstunde und blieb es eigentlich bis zu ihrem Ende.

Schon auf dem Heimweg, aber erst recht, als er zu Haus an seinem Schreibtisch saß, wurde ihm bewußt, wie töricht, unbedacht und unpädagogisch er sich gegenüber den beiden Schülern verhalten hatte. Wie er durch seine *humorlose* Reaktion den an sich harmlosen Zwischenfall dramatisiert und durch seine Eintragung ins Klassenbuch dokumentarisch festgehalten hatte. «Warum – so fragte er sich, «hatte er nicht über die Zeichnung harmlos gelacht und einfach gesagt: „Nun löscht aber schleunigst aus; die Tafel soll doch vor Beginn der Unterrichtsstunde sauber sein“.»

Wahrscheinlich würde man über den Vorfall, dem er durch seine verkehrte Reaktion «publicity» gegeben hatte, unter den Schülern und vielleicht auch unter den Kollegen nur lachen, und sein Spitzname würde Allgemeingut werden.

Es ließen sich noch weitere Beispiele dafür finden, daß der humorlose Lehrer und Erzieher sich selbst und seinen Schülern das Leben in der Schule auf mannigfache Weise verdüstern und erschweren kann.

In dem in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts von fast jedem Lehrer besuchten oder wenigstens gelesenen Schauspiel von Otto Ernst «Flachsmann als Erzieher» sagt der zur Revision in einer Schule anwesende Regierungsschulrat: «Man soll nicht mit den Kindern herumschnauzen. Unsere Volksschüler haben oft zu Hause keine Sonne; die sollen sie in der Schule finden. Es ist schön, wenn der Lehrer Humor hat, Humor ist Feuchtigkeit, und nichts braucht die Schulluft nötiger.»

Wesentlich scheint es mir auch für den Lehrer und Erzieher, daß er den Unterschied zwischen Witz und Humor deutlich sieht. Nur dann kann er sich um die Grundlagen des letzteren und seine Äußerungsweisen ernstlich kümmern. Er ist im Grunde ein Zeugnis menschlicher Reife, der Unterscheidung von Wesentlich und Unwesentlich, die fast zur Gewohnheit gewordene Über-

legenheit, die im schmerzvollen, peinlichen Erlebnis des Übels bereits um dessen Nichtigkeit weiß⁷. Auch zum Humor bedarf es eines besonderen «Sensoriums, das zum wesentlichen Teil im Gemüt wurzelt».⁸

Jeder Literaturfreund kennt Dichtungen, in denen dieser große, echte, wahre Humor lebendig ist, deren Lektüre dann nicht nur «zu anregender Lektüre sondern auch zur großen befreienden Trösterin werden kann» und erzieherisch wertvoll, weil sie zur Besinnung auf die echten unvergänglichen Werte führt.

¹ Europäischer Buchklub, Stuttgart, Zürich, Salzburg

² Wilhelm Keller «Das Selbstwertleben. Wesen, Formen, Schicksal. Ernst Reinhard Verlag 1965, S. 167 f

³ Siehe Felix Wendler «Erziehung im Lichte des Humors». Zürich 1948, S. 9

⁴ Georg Kerschensteiner «Der Lebensweg eines Schulreformers». Verlag Oldenbourg, München 1954, S. 116

⁵ Felix Wendler, Erziehung im Lichte des Humors. 1948 Juris-Verlag, Zürich, S. 28

⁶ Jakob Balde in «Herders Stimmen der Völker»

⁷ Schweizer Lexikon. Bd. I, S. 688f

⁸ Albert Welck, «Die Polarität im Aufbau des Charakters». Bern, München 1966

Ein Beitrag zur Betrachtung der Propagandasprache im ostdeutschen Schulbuch 2. Teil*

Heinz Greter

2. Ein stilistisches Element der Propagandasprache

In den folgenden zwei Textbeispielen soll ein augenfälliges Element der Propagandasprache betrachtet werden, das man der Stilistik zuordnen könnte: die Wiederholung bedeutender Wörter. Wiederum sei, mit dem bisherigen Seitenblick auf Psychologie und Pädagogik, dasselbe propagandistische Ziel ins Auge gefaßt, das Schaffen positiver, bzw. negativer Bewußtseinsinhalte, denen Sympathie- und Antipathiegefühle entsprechen. Die Texte sind dem Geschichtsbuch der fünften Klasse entnommen.

«Alle Mitglieder der Sippe hatten bei der Aussaat und Pflege des Getreides mitgeholfen. Gemeinsam ernteten sie auch. Jede Familie bekam ihren Anteil von der Ernte, auch die Alten, die Kranken und die Kinder, die nicht mitarbeiten konnten.»

* Der erste Teil dieses Artikels ist in Nr. 6, S. 222 ff, erschienen.

«Wie bei den Jägern und Sammlern gehörte auch bei den Pflanzern und Tierhaltern der gesamte Boden der ganzen Sippe. Gemeinsam bearbeiteten sie das Land, gemeinsam ernteten sie. Es war keiner mächtiger und reicher als der andere, jedes Mitglied der Sippe hatte die gleichen Rechte und Pflichten. Alles, was das Leben betraf, regelten die Angehörigen gemeinsam. Die Ordnung, in der die Menschen damals lebten, nennen wir die Urgemeinschaft.»

Die mehr oder weniger gut bekannte und erforschte Kultur der Jäger, Sammler und Ackerbauern gestattet dem Schreiber, die Zeit als kommunistische Idealepoche zu schildern, ganz, wie es die Lehre erfordert. Denn nach dieser stellt die Urgemeinschaft die erste klassenlose Gesellschaft dar. Dieser Epoche entspricht die letzte Periode der Entwicklung, der Sozialismus. Im Text fällt die ungewöhnliche Häufung der Adjektive aus dem Bereich der Kollektivbezeichnungen auf, «alle Mitglieder», die «ganze Sippe», «gemeinsam» taten sie usf.